

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 32.

Grand Island, Rebr. 15. September 1911 Zweiter (Theil.)

Nummer 5.

Herbst.

Von Gertrud Weidmann.

Wie hab' ich's gern, dies ruhvolle Schreiten:
So klar die Luft — nur Sommerfäden ziehen,
Wie Blumenfeelen, die zur Sonne fliehen,
Fern schweift der Blick in dümmelblauen Weiten.
Fast mahnt er mich an holde Frühlingstage,
Ein zarter Duft liegt über allen Wegen,
Als träumt' die Erde neuem Lenz entgegen,
Und muß so bald zum Scheiden sich bereiten!

Noch steht die Welt in wunderbarem Prangen:
Ach, eine Nacht — und alles ist vergangen.
Schon rieselt's von den Zweigen purpurroth,
Wie warmes Blut, das drüber hingeflossen,
Das eines Helden tapfres Herz vergossen,
In Sonnenglanz und Schönheit — welch ein Tod!

Der Junge.

Von Friedrich Vertram.

Er hatte geschworen, jedem, der ihn noch einmal mit „Junge“ antreden würde, eins auf den Kopf zu geben, daß er genau haben sollte.
„Er“ war der Leichnam, sein Schicksal von Bord der „Marie“, die in Hamburg ihre Ladung löschte; d. h. Leichnam war er erst seit gestern, und augenblicklich war er nicht an Bord der „Marie“, sondern in der vierten Klasse eines Eisenbahnzuges, der durch die fruchtbaren Auen Ostpreussens fuhr und ihn, den Leichnam, sein Schicksal in B., einem großen Fischerdorf an der Ostsee, landen sollte. Das war seine Heimat; da wohnte seine Mutter. Er war übrigens ein großer, schlanker Bursche von siebzehn Jahren, mit braunrothen Haaren und blauen Augen, und der neue blaue Tuchanzug kleidete ihn ausgezeichnet. Er sah zwischen Matrosen und Händlern, Schiffen und Fischern und rauchte stolz seine Zigarre.

Also seit gestern war er Leichnam. Schwarz auf weiß steht's in seinem Seesackbuche. Bis dahin war er Junge gewesen, der seine Dreiecke und Wäpfe bekam, daß es trachte, und wenn er müde, gab's etwas mit dem Tausende. „Junge!“ — wie gewöhnlich das klang, wie beleidigend für einen großen Menschen von siebzehn Jahren. Aber den ungeschicklichen Kerl hatte es Spaß gemacht, das Wort so oft wie möglich zu gebrauchen. „Junge, hol' mir das!“ — „Junge, mach' das!“ — „Über'n beten für, Junge, sonst!“ — und eine nicht mißzuverstehende Bewegung mit dem Tausende vollendete den Satz. Diese Grobiane und Bären! Und dann die Arbeit, die er als Junge zu verrichten hatte! Den biffigen dicken Köter des Kapitän's mußte er waschen und pöppeln wie ein Kind; die Priemel, die die Matrosen auf Deck gespuckt hatten, mußte er zusammenfegen, ja, sie verlangten sogar, daß er ihre Stiefeln putzte, wenn sie an Land gehen wollten, und waren sie nicht blank genug, so schlugen sie ihn damit um die Ohren.

Und sein Schicksal warf einen feindseligen Blick nach der „Badfordwand“. Dort lagen zwei von diesen Bären, zwei Matrosen, die zur Befragung der „Luise“ gehörten, fogar aus seinem Docks waren und nun mit ihm die gleiche Reise zu „Muttern“ machten. Sie hatten sich in eine Wolke von Tabacksqualm gehüllt, und wenn sich dieser einmal zertheilte, kamen zwei dunkelgeräthete Gesichter zum Vorschein. Auf jeder Haltestelle ließen sie sich mehrere Glas Bier reichen, die im Handumdrehen ausgetrunken waren.
„Na, es sollte nur einem von ihnen einfallen, ihn jetzt noch mal „Junge“ zu nennen! Er würde . . . nun er würde ihm eins auf den Kopf geben, daß er sich wundern sollte.
Leichnam! Das klingt doch ganz anders, so forsch und schneidig. Da steht schon was dahinter.
Und er redt sich gewaltig in die Höhe, spricht so lustigerecht aus, wie er's von Jan, dem Bootsmann, gelernt hat, und hüpft sich auf seine neue Pfeife. Früher als Junge mußte er sie heimlich in einem Winkel rauchen, aber jetzt hat er das nicht mehr nötig, er ist ja Leichnam.

Er springt auf und schreitet breitfüßig, die Hände in den Hosentaschen und mit selbstbewußter Miene, durch den Wagen, soweit es das Wirrwarr von Füßen, Köpfen und Ästen gestattet. Wenn der alte Rumpelkisten von Eisenbahnzug nur nicht so schrecklich langsam machte! Wie 'ne Brigg, 'ne schwereladene Brigg bei windstillen Wetter segelt er durch die Felser und Wiesen dahin. Und sein Schicksal kennt jetzt im Dauerlauf durch den Wagen, als stände er zur Winterszeit an Bord der „Marie“ in der Nordsee auf Auszug und wollte die steifen Glieder erwärmen. Dabei geht ihm alle Augenblicke die Pfeife aus, und er muß ein Streichholz nach dem andern anzünden. Merkwürdig, als Junge verstand er das Rauchen doch schon besser. Er ist heut' überhaupt nicht recht bei der Sache. Was ist es nur, das ihn so mächtig erregt?

Blöthlich stolpert er über den Korb einer alten Bauernfrau. „Na, min Junge“, sagt die Alte, die ihm schon lange lächelnd zusehen hat, „na, min Junge, die beherd dat lütte Hart woll en beten; ich kann mi dat denken, id heb of so 'n lütten Söhn buten up See. Na, wat bin Mulder sit woll bögen (freuen) ward!“
Der Leichnam hält es unter seiner Würde, der Alten auch nur ein Wort zu antworten. Diese freche Person, ihn „Junge“ zu nennen. Er kann ihr aber unmöglich eins auf den Kopf geben, wie er geschworen hat, dafür aber wirft er ihr einen wüthenden Blick zu und spricht verächtlich seitwärts.

So 'ne Unverschämtheit, ihn, den Leichnam, sein Schicksal, vor allen Leuten mit ihrem kleinen Sohne zu vergleichen und von seinem Herzen als von einem kleinen zu sprechen. Das ist etwas Klopfe — nun, was ging das dem alten Weib an. Und sie erhielt einen zweiten wüthenden Blick, und ein zweites verächtliches Auspucken folgte.

Aber merkwürdig! Je öfter er nach der Alten hinsah, desto schwächer wurden die Jörneshäfte aus seinen Augen, und zuletzt vergaß er ganz das Auspucken. Die Frau hatte in ihrem Gesicht etwas, was ihn mächtig anjog, ihn an jemand erinnerte. Ach ja, die Augen waren es, die großen, blauen, freundlichen Augen. Sie konnten so tief, so forschend blicken, bis auf den Grund der Seele dringen. Sie hatten aber auch magnetische Kraft, sie zogen an, man mußte Vertrauen zu ihnen haben. Ganz wie bei seiner Mutter!

Seine Mutter! Da klopfte das Herz des Leichnams noch schneller als bisher. Und nun weiß er auch, warum er schon den ganzen Tag so aufgeregt, so freudig bewegt ist. Er hat es sich nur nicht eingesehen wollen. Als Leichnam darf man sich doch nicht freuen wie ein Junge!

Seine Mutter! Was wird die für Augen machen, wenn er daherkommt, so groß und braun und weitgerast — ein Weltumsegler. „O, mein Heim, mein Junge!“ Er hört ihre Stimme, er sieht sie vor sich stehn, er sieht in ihre lieben Augen hinein. „Ihr Junge, — das klingt so lieb und weich, das will er immer sein, wenn er auch sonst längst nicht mehr ausieht wie ein Junge.“

Er wirft einen fast jährlischen Blick hin nach der Alten. Sie hat ihn aufgefingend und nicht ihm freundlich zu. Und gleich darauf sieht er neben ihr. Nach fünf Minuten weiß sie schon seinen ganzen Lebenslauf, und sie erzählt ihm von „ihrem Junge buten up See.“
Da ruft ihm einer der Matrosen zu: „Mit ut, min Junge, all Land in Sicht!“ Sein Schicksal springt wie elektrisiert auf, er hat es ganz überhört, daß er eben „Junge“ genannt wurde, und sieht nun mit Kopfbedeckung hinaus in die wohlbelannte Landschaft. Jeden Baum und Strauch kennt er, fogar die Röhre auf der Weide. Das dort sind dem Dorfschulzen seine und die andern dem Krugwirth seine, und da steht ja auch der „Lütt“ Frey vom Nachbar mit der Peitsche in der Hand, darfuß und mit zerfetzten Hosen, groß wie früher, als sein selbst noch ein Junge war.

Und nun kommen die ersten Häuser; durch die Lindengasse schimmert des Kirchthurms goldene Kuppel, und jetzt hält der Zug.

„Station B.“ rufen die Schaffner, und er poltert mit seiner Schiffspeife und seinem Zeugsaak hinaus, und fünf Minuten später poltert er damit in eine kleine Bauernkuche hinein, und „Hein, mein Junge!“ tönt's ihm entgegen, und der große Leichnam weint wie ein kleiner Junge vor Glück und Freude — am Mutterbergen. Dabei, daheim! Er ist wieder ein Junge, aber „Ihr“ Junge.

Der bunte Rock in Australien.

Australien ist das einzige Land, der einzige Erdtheil, auf dem noch niemals ein Krieg stattgefunden hat, selbst nicht einmal mit den Schwarzen, denen in ihrem dunklen Vorkriegsverständnis beim Erscheinen der Weißen kein Licht davon aufging, daß doch eigentlich sie selbst die Herren des fünften Erdtheiles seien. So wüthen die Eingeborenen ohne nennenswerthen Widerstand je länger, desto weiter von dem weichen Träger der Kultur zurück. Ohne Schwertstreich und ohne Kugelregen bemächtigte sich England dieses üppigen Landes, trank Milch und Honig fleußt, und friedlich und ruhig, immer langsam voran, hat sich dieses in kaumenswerter Weise entwickelt, so daß man die Augen weit öffnet, wenn man zum ersten Male in den Strudel des großstädtischen Lebens in Sydney, Melbourne, Brisbane und andern Großstädten geräth.

Aber noch mehr verwundert man sich, wenn man in dieser friedlichen Welt nicht bloß in den Schaufenstern der Spielwaarenläden die aus Deutschland importierten Bleisoldaten sieht, sondern auf der Straße einem Trupp lebendiger Soldaten begegnet. Als ich so schreibt ein Reisender, diesen Anblick genoss — ich kam gerade aus der gewöhnlichen Bibliothek in der Swanston Street in Melbourne — glaubte ich, es sei ein Aufzug, wie man ihn etwa in Köln zur Faschingszeit sieht; aber nein, sie marschirten in ihren bunten Röden und weißen Tropenhelmen in Reih' und Glied, und einige Herren, die sich durch einen marktschalligen Schurzband und braune Handschuhe auszeichneten, waren die Herren Offiziere. Und wie die Uniformen glänzten! Wohlverstand, sie glänzten nicht etwa, weil sie so schön und abgetragen waren, sondern weil die Knöpfe und der Zierat hübsch blank gepulvert waren. Also auch in Australien, dem friedlichsten Land der Welt, Soldaten! Ja, aber wozu denn? So fragt man verwundert. Ja, aber wozu haben viele Hausfrauen eine „gute Stube“, die sie ja doch so gut wie gar nicht benutzen? Jedes anständige Volk hat doch ein Heer. Sollte Australien eine Ausnahme machen? Hier und da kann man's ja auch mal gebrauchen. Wenn z. B. ein neuer Gouverneur von England kommt, macht sich's doch ganz nett, wenn man ihn mit militärischen Ehren empfangen und wenn er eine Truppenrede abhalten kann. Auch ernsteren Zwecken dient diese Soldateska. Als vor einer Reihe von Jahren im „Wilden Westen“ ein Streit der Wollscherer ausgebrochen war und diese zu blutigen Erzessen schritten, berührte die Regierung das Militär borthin, und es kam zu einer anständigen Keilerei zwischen den beiden „Armeen“.

Am südamerikanischen Krieges erwiesen sich die von Australien abgeforderten freiwilligen Regimenter als nicht zu unterschätzende Heere der Kriegsführung weit besser verstanden als die noch europäischem Drill einerzogenen Engländer.

Soldat zu werden war in Australien bisher eine freiwillige Sache. Der Australier ist Sportsman durch und durch. Der eine huldigt dem Fußballspiel, der andre dem Cricket, der dritte dem Reiten und der vierte dem — Soldatenspiel. In des die Zeiten ändern sich, und aus dem Spiel wird jetzt Ernst. Seit die einzelnen Kolonien des jüngsten Kontinents sich i. J. 1901 zum australischen Staatenbund (The Commonwealth of Australia) zusammengeschlossen haben, ein uneinig Volk von Völkern zu sein, die sich eifersüchtig untereinander janten, aber nach außen hin fest und geschlossen dastehen und für ihre heimathliche Scholle begeistert und entschlossen eintreten, hat die Bundesregierung, der die Militäranangelegenheiten des ganzen Erdtheiles unterstellt sind, im Bundesparlament ein Gesetz durchgebracht, auf Grund dessen auch in Australien die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wird. Der eingeweihte fragt wiederum: Ja, wozu denn? Will Australien sich mit Waffengewalt von dem Mutterlande England lösen? Keineswegs. Die Verfassung von England mag vielleicht einmal stattfinden, aber dann geschieht es sicherlich auf friedlichem Wege. Ober wollen die ledigen Australier nach Wittiger Art Deutschland überumpeln und seine Flotte vernichten? Haha! Es ist bezeichnend, daß das australische Wehrpflichtgesetz den Namen trägt: Wehrpflichtgesetz vom Jahre 1910. Man wittert also die Gefahr eines feindlichen Angriffs. Von wem? Nun, in Europa ist dort Zeit zu Zeit die Rede von der „gelben Gefahr“. Australien ist naturgemäß

nicht wenig von ihr bedroht. Ganz im stillen den Ozean durchfahrend, kann das mächtig aufstrebende Japan in kurzer Zeit in Australien landen und versuchen, diesen fetten Bissen zu verschlingen. Dem Australier aber ist nichts widerlicher als die farbigen Massen. Das von allen politischen Parteien anerkannte Motto lautet: „Australien für die Weißen!“ So will man denn heizten dafür Sorge tragen, daß die langgestreckte australische Küste nicht unverteidigt bleibe. Um dies Ziel zu erreichen, soll nun jeder wehrfähige junge Mann gezwungen sein, dem Lande seiner Geburt oder Wahl seines Armes Kraft zu leihen. Auch eine eigene Flotte will das junge Australien bauen, wofür es nach dem einigstimmigen Gutachten eines britischen Admirals für die nächsten sieben Jahre 15 Millionen Dollars für das Jahr bleibend soll. Eine wirksame Wehrbedingung zu Wasser und zu Lande hat man in Australien schon seit geraumer Zeit im Auge, und mit dem sprichwörtlichen Stolz des Spaniers erklärte der Premierminister des Staatenbundes, Herr Fisher, ganz kürzlich u. a.: „Es gereicht uns zur Genugthuung zu sehen, daß herabragende Schwereleistungen in England jetzt denselben Standpunkt einnehmen, den die australische Regierung schon vor zwei Jahren eingenommen hat, nämlich, daß die Wehrbedingung des Stillen Ozeans sofortige Aufmerksamkeit erheische. Die Opposition sprach immer nur von Gefahren in der Nordsee; indes mit Bezug darauf waren wir wie in vielen andern Dingen der Opposition mit ungetragener Idee um einige Jahre voraus. Man hat über uns abgeurtheilt, weil wir England kein Dreadnought schenken zu der Zeit, als man wegen möglicher Verwicklungen mit Deutschland in Angst war. Deutschland ist dadurch nicht untre Gefahr. Wir müssen unser Augenmerk nach dem Stillen Ozean richten, und ich denke, wir nehmen die rechten Schritte, indem wir auf der Hut sind vor einem Einfall oder sonstigen Verwicklungen, die, wenn auch nicht offenkundig, schneller als in der alten Welt entstehen können.“

Aus solchen Erwägungen heraus ist die neue Wehrordnung entstanden. Nominell trat das Gesetz schon am 1. Januar d. J. in Kraft, der aktive Dienst hat aber erst am 1. Juli begonnen. Bisher gab es eine doppelte Art des Soldatenstandes. Wer Lust dazu hatte, trat als Berufssoldat in eines der händigen Regimenter ein oder gehörte zu einem Freiwilligenkorps, das heißt: man verbrachte, an einem Abend der Woche zum Exercieren zu kommen und sich an Paraden, Manövern usw. möglichst regelmäßig zu betheiligen, was die meisten des guten Sportes und des Vergnügens halber auch thaten. Auch die Schulknaben konnten als Freiwillige unter dem Namen Kadetten eintreten, bekamen ihre Uniform und zogen (gewöhnlich um die Osterzeit) mit ins Manöver, was natürlich ein Hauptstolz für die Herren Junge war.

Das neue australische Wehrgesetz baut sich auf einer ganz andern Grundlage auf, als z. B. das deutsche. In Australien wird man schon mit dem vollendeten vierzehnten Jahre wehrpflichtig. Um die Sache in Schöpfung zu bringen, muß sich jeder Jüngling, der in diesem Jahre 14, 15, 16 oder 17 Jahre alt wird, zum Waffen dienst melden. Zwar braucht man sich nicht persönlich zu stellen, sondern kann diese Meldung per Post besorgen. Wer's nicht thut, verfällt in eine Geldstrafe von \$50, die der Vater oder der Vormund zu erlegen hat, und bleibt trotzdem dienstpflichtig. Die Bestimmungen darüber sind so scharf, daß unter Umständen ein Mann von 50 Jahren zur Ablegung seiner Dienstpflicht noch herangezogen werden kann.

Da man nun aber in Australien keine Schamüre für Einjährige zum Unterschiede von Zweijährigen kennt, so gibt es auch keinen Unterschied in der Dienstzeit. Gleicher Dienst für alle. Jeder Junge von 14 Jahren erhält sein Militärdienstbuch, worin jährlich einmal ein Vermerk eingetragen wird, ob er für das laufende Jahr tauglich zum Dienst oder frei ist. Wird er für tauglich befunden, so muß er im Laufe des betreffenden Jahres im sogenannten Senioratentabellen alle vierzehn Tage anderthalb Stunden des Abends exerciren, ferner jeden Monat einen halben Tag von drei Stunden und jedes Vierteljahr einen ganzen Tag, zu sechs Stunden gerechnet. Nach Ablauf von vier Jahren avanciert er zur Bürgerwehr und bleibt weitere sieben Jahre aktiver Soldat; das heißt: er geht seinem bürgerlichen Berufe wie zuvor nach, muß aber sechs Tage in jedem Jahre dienen, und zwar die Hälfte davon im Manöverfeld, während die

andere Hälfte über das ganze Jahr zu Schießübungen, Drillen usw. in der Kaserne vertheilt wird. Ein Arbeitgeber, der einen Lehrling oder Angestellten an der Ausübung seiner Militärpflicht verhindert, ihm Schwierigkeiten in den Weg legt oder ihn gar deshalb entläßt, wird mit \$500 bestraft. Wer nun jedes Jahr vom Arzt für tauglich befunden wird, kann mit 26 Jahren auf seinen militärischen Vorbeeren ausruhen.

Um nun der im militärischen Zwang und militärischen Disziplin herzlich wenig gewöhnten australischen Jugend das Soldatenleben nicht zu verleben, ist vom Generalkommando sofort bekannt gegeben worden, daß die Vorschriften für Drillen der Rekruten und für Übungen der Soldaten möglichst milde und nachsichtig gehalten sind, so daß man getrost annehmen kann, daß ein Vorademarsch nicht gar zu stramm ausgeführt werden wird.

Auf jeden Fall zeigt die Einführung dieses einartigen Systems der allgemeinen Wehrpflicht, daß man in dem jungen Australien ernstlich bedacht ist, für die Wehrbedingung des Landes zu sorgen. Wer das Volk gründlich beobachtet hat, wird rückhaltlos anerkennen, daß der junge Australier ebenso furchtlos und mutig wie jeherzeit bereit ist, für sein sonniges Heimathland sein Leben einzusetzen. Zu wünschen ist, daß er davor verschont bleiben möge: und sicher ist, daß ihm das Tragen des blauen oder rothen Rodes (denn manche Regimenter tragen tragrothe Uniformen, sagen wir also lieber: des bunten Rodes) gut bekommen und einen unverwundbaren erzieherischen Einfluß ausüben wird. Australien jung, magst ruhig sein!

Die Kunst des Alters.

Die Kunst des Alters ist gewiß keine Liebhaberkunst, aber da wir es ja nun einmal nicht ändern können, daß die Jahre sich auf unserem Haupte aufhäufen, müssen wir es wenigstens lernen, sie in guter Laune, mit lächelnder Resignation hinzunehmen und die Klippen zu vermeiden, durch die sie uns führen.

Vor allem muß man den Muth haben, dem Alter ins Anlich zu sehen und zu beobachten, wie es mit uns umgeht und wie es vor uns mit anderen umgegangen ist. Gestehen wir es uns nur resigant: ebenso wie das Alter das Gesicht entstellt, verändert es auch oft die Eigenschaften des Herzens, wie es auch die geistigen Eigenschaften schwächt. Wenn es bei einigen die Empfindsamkeit erhöht, wenn es die Seele zu größerer Mildbühigkeit, zu lauterer Uneigennützigkeit und edlerer Güte drängt, so muß man doch sagen, daß es bei vielen anderen — bei der Mehrzahl — die Gefühle erkalten läßt, um dafür die Sorge um das eigene Ich und den begehrenden und oft auch unbewußten Egoismus sich entwickeln zu lassen.

Nun, gegen alle diese Verheerungen des Anlitzes, des Geistes und des Herzens muß man ankämpfen, solange es noch Zeit ist — sobald die erste Jugend vergangen ist und das reifere Alter uns anfährt, daß wir von nun an alljährlich eine Stufe hinabsteigen zu der Stätte der ewigen Ruhe. . . .

Was man besonders inakt zu halten schreibt sein muß, ist die Gesundheit, denn das Alter kann nur angeschlossen sein, solange es frei von Bedrücken ist. Hier wird man mir antworten, es mache sich doch niemand den Spott, krank zu werden, und wenn die Krankheit sich herabdränge, müsse man sie wohl oder übel auch annehmen. Allein dies ist eine gar zu bequeme Niederlage. Gewiß, freiwillig suchen wir keine Krankheit, aber wie oft könnten wir sie vermeiden durch ein wenig Hygiene, durch Vorsichtsmassregeln, die wir aus Nachlässigkeit nicht anwenden, die wir aus Gewohnheit oder Gleichgültigkeit verschmähen!

Will man nicht vorzeitig altern, so muß man sich unablässig überwachen, und zwar vom dreißigsten Jahre an so streng wie möglich. Nicht in den fünfziger Jahren muß man daran denken, sich zu pflegen, wenn alle die chronischen Affektionen der Leber, des Herzens und Nagens in Erscheinung treten, die ja so häufig sind. Wenn man jung ist, muß man bestrebt sein, sie vor sich abzuwenden. Es ist dies das Uebermaß von einm, das liebe Jubel, es sind unniße Strapazen, Unvorsichtigkeiten und Erkältungen, die man später bezahlt, wenn die Organe, die man nicht geschont, als es noch Zeit war, früher als es an der Zeit ist, eine Schwäche verrathen, für die wir selbst oft einzig und allein verantwortlich sind.

Sobald die Dreißiger kommen, muß man sich also streng beobachten, und wenn man dann eine schwache Seite

an sich entdeckt, darf man nicht säumen, sich nach Möglichkeit zu pflegen. Das soll natürlich nicht heißen, man müsse sich in eine Badeschachtel packen! Nicht im entferntesten; denn das erste Mittel, lange jung zu bleiben, besteht darin, die gewohnte Thätigkeit möglichst lange beizubehalten. Doch muß man darüber wachen, daß man ein Organ nicht überanstrengt, wenn es eine gewisse Schwäche verräth.

Vernachlässigt man es nicht, sich zu pflegen, so wird man sich auch vor zwecklosem Klagen und Jammer hüten. Nichts ist ärgerlicher für die Umgebung und für sich selbst, als wenn man lange Vorträge hält über das Unbehagen, das man empfindet, und fünfzig Mal am Tage dieselbe schmerzliche Klage wiederholt. Lernen, nicht zu klagen, ist eine Grundlage der Kunst, in angenehmer Weise zu altern, und dieser Punkt, der die Frage der physischen Gesundheit streift, berührt auch zugleich die Frage der seelischen Gesundheit.

Nicht klagen — das bedeutet, sich nicht unaufhörlich mit sich selbst zu beschäftigen, und indem man sich selbst verzicht, um an andere zu denken, vermeidet man den häßlichen Egoismus des Alters und jene Gefühllosigkeit, die zuweilen die Rücksichtslosigkeit über den Mangel an Fertigkeit bei der Umgebung rechtfertigen. Den Egoismus der Jugend kann man noch vergehen, weil er oft unbewußt ist, weil er durch Unwissenheit, Unmuth und liebevolle Absichten des Herzens verdeckt wird.

Friedrich der Große und die Maschine.

Von nicht geringem Interesse ist Friedrichs des Großen Stellung zum Maschinenproblem. Im Ganzen stand der König der arbeitssparenden Maschine als echter Merkantilist nicht freundlich gegenüber, und zwar aus Gründen der Bevölkerungspolitik. Allerdings erstreckte sich Friedrichs Sorge für die Bevölkerungspolitik der Tertiltel nicht nur auf den Schutz gegen künstliche Rückständigkeit, sondern äußerte sich vor allem in praktischer, positiver, aber auch besuchamer Förderung der neuen Maschinen namentlich für die Seidenindustrie, dann für die Woll- und Leinwandweberei, endlich auch für die neu auftretende Baumwoll-Industrie. Aber wichtiger als das Willen der Industrie und damit die vermehrte Ausfuhr der Waaren erschien dem König doch die Notwendigkeit, allen seinen Unterthanen Arbeit zu verschaffen. Die Rücksicht auf das Ausfuhrinteresse trat daher gegen die Sorge für die arbeitende Bevölkerung zurück. Dabei sprechen jedoch keine sozialpolitischen Erwägungen mit. Nicht das Mitgefühl mit den brotlos werdenden Arbeitern läßt ihn gegen die Maschine Front machen, sondern in der Hauptsache die Rücksicht auf die Steuerfähigkeit seiner Unterthanen. Weil hierbei die Maschine als Störenfried auftritt, weil sie seinen bevölkerungspolitischen Bestrebungen entgegenarbeitet, aus diesem Grunde ist Friedrich trotz aller Einseitigkeit zu den fortschrittlichen westeuropäischen Ideen im wesentlichen doch ein machinenfeindlicher Merkantilist alten Schlages. Bei den bisher erwähnten Maschinen handelt es sich um Arbeitsmaschinen, die im Tertiltelgewerbe, der Hauptindustrie der Zeit, zur Anwendung kommen sollten. Anders ist die Stellung Friedrichs zu den Kraftmaschinen. Da bei diesen ein Wettbewerb mit der Handarbeit nicht zu befürchten war, so konnten die bevölkerungspolitischen Bedenken gegen das neue Arbeitsmittel hier schweigen, und der König bemühte sich dann auch nach Kräften, Watts Erfindung seinem heimischen Verfabau nutzbar zu machen. Am 23. August 1785 wurde die erste wirtschaftlich brauchbare Dampfmaschine Preussens auf dem Hettfelder Schacht im Mansfeldischen Bergbauvertrieb in Betrieb genommen.

„Ich hörte, Sie hätten geheiratet?“ — „Ja, die Unordnung war schrecklich, — bin immer mit abgerissenen Knöpfen herumgelaufen.“ — „Na und jetzt.“ — „Jetzt nähe ich sie mir an!“

Im Roman der No. 164 der Strickrader Zeitung hieß es: „Gute Nacht, tam es wie ein Haus aus ihrem Munde.“ — „Nur die aber einen großen Mund haben!“

Bei einem ganzen Wäffeln lachen wir, bei einem halben langweilen wir uns.

Die Kunst zu schmeicheln ist Hauptbedingung bei einem guten Spiegel, Photographen und Liebhaber.